

Tier. Art. Individuum.

So viele Katzen in meinem Leben. Immer wieder junge Kätzchen aus dem selben «Wurf», pardon: gleichzeitig von der selben Katze geboren. Und alle unter sich so verschieden, oft schon ab dem ersten Tag ihres Lebens. Warum erstaunte mich das? Und warum erstaunt uns nicht, dass Kinder derselben Eltern, Menschen im selben Land so verschieden aussehen, sich so verschieden verhalten?

Selbst wenn die Evolution es einzig deswegen so eingerichtet hätte, dass jede Art mehr als ein Individuum hervorbringt, um damit das Überleben der Art sicherzustellen, was durch ewiges Leben offenbar nicht zu bewerkstelligen war: Die Individuen sind nun einmal da, charakterisiert durch verschiedene leichte Abweichungen voneinander, welche die Anpassung einer Art an sich verändernde Umweltbedingungen gewährleisten sollen; ein genialer Trick der Evolution.

Es ist ausgesprochen unwahrscheinlich, dass Gene, die für Abweichungen in Grösse, Form, Stärke, Färbung und andere Erscheinungsformen kodieren, nicht auch Auswirkungen auf weitere Merkmale haben, die sich in unterschiedlichem Verhalten ausdrücken, in Persönlichkeitsmerkmalen wie mutig oder schüchtern, risikofreudig oder vorsichtig, kämpferisch oder fürsorglich, erfinderisch oder gewohnheitsliebend, anführend oder in der Gruppe mitlaufend, und so weiter. Aber was heisst das alles für die Individuen selbst, die Grösseren und die Kleineren, die Stärkeren und die Schwächeren, und vor allem: Was bedeutet das für Menschen, die mit Tieren zu tun haben?

1960er Jahre

Aufgewachsen war ich in einem Vorort von Zürich in einer Familie ohne Haustiere. Meine erste Beobachtung von Tieren hatte die Primarlehrerin angeregt; mit der Hilfe meines Vaters bastelte ich ein Terrarium für Ameisen, über deren Tun und Lassen ich täglich Buch führte, jedenfalls bis zum Tod der letzten Ameise nach wenigen Wochen. Vom Lebensraum und der Ernährung dieser Tiere hatten ich und meine Eltern nicht die geringste Ahnung. Als ich zehn Jahre alt war, überraschten uns die Eltern dann doch noch mit Haustieren: drei Goldfische in einem kleinen Aquarium aus dem Supermarkt; die armen Fische überlebten das Experiment nicht lange, da uns auch hier jegliches Wissen fehlte. Zwei Jahre später durfte ich nach der Reitstunde meines Vaters das Pferd, auf dem er gesessen hatte, in die Box zurückführen; doch gewarnt von der auffälligen Nervosität des Tiers während des Reitens und ungewohnt im Umgang mit einem derart grossen Lebewesen erschrak ich, als ich zuhinterst in der Box angekommen war und mich dem Pferd gegenüber sah; ich wusste nicht, wie ich an ihm vorbei wieder rauskommen sollte. Meine Angst erschreckte das Pferd so heftig, dass es auf der Hinterhand ausglitt und sich das Bein brach. Es wurde dann dem Schlachter zugeführt, da die langwierige Heilung sich nicht lohne; ein schlechtes Gewissen diesem einen Tier gegenüber und schlimme Träume plagten mich noch lange danach.

Tierschutz als Schranke

Grundsätzlich sollen Tierschutzgesetze das einzelne Tier schützen, als Individuum, eigentlich. Darum unterscheidet sich Tierschutz vom Artenschutz, auch wenn das von vielen Spendern verwechselt wird, nicht zuletzt deswegen, weil Umweltorganisationen, die sich auch für den Schutz bestimmter Arten einsetzen, die Verwechslung gerne bewirtschaften.

Genauer gesagt schützen Tierschutzgesetze die Individuen bestimmter Arten oder Gruppen von Wirbeltierarten: Rinder, Schweine, Geflügel, während andere Artengruppen wie Fische (ebenfalls Wirbeltiere), Krebse oder Tintenfische erst in einigen wenigen nationalen Tierschutzgesetzen Beachtung finden und die allermeisten Arten nicht einmal erwähnt werden. Die Hierarchie der Schutzbedürftigkeit richtet sich nach der verwandtschaftlichen Nähe einer Spezies zum Menschen. Selbst der Philosoph Peter Singer, Koryphäe der Tierbefreiungsbewegung, ist vor anthropozentrischem Speziesismus nicht gefeit; er verlagert die Trennlinie der Verwandtschaft einfach etwas tiefer in der Nahrungskette [17].

[...]

«Im Kern meiner Empörung gegen die Starken finde ich, so weit ich zurückdenken kann, meinen Abscheu gegen die Tierquälerei wieder», bekannte einst die französische Anarchistin und Pariser Kommunardin Louise Michel [3]. Wie ein Echo hierauf klingt das geläufige, Leo Tolstoi ungenau zugeschriebene [6] Diktum, mit Kriegen würden wir solange leben müssen, als es Schlachthöfe gebe.

Das in den meisten Staaten und international geltende Rechtssystem sanktioniert Gewalt, um sie zu verhindern. [...] Das Verbot des Quälens von Tieren steht in dieser Tradition; es soll verhindern, dass an Tieren geübte Grausamkeit durch Toleranz zu grausamen Handlungen an Menschen führt. Die langwierige Geschichte der Tierschutzgesetze ist eine Folge von Versuchen zu zweifacher Abwehr: einmal vor der Verrohung des Menschen, gleichzeitig aber vor jeder Gleichsetzung der Tiere mit Menschen.

[...]

Die Entwicklung der gesellschaftlichen Ethik im Umgang mit Tieren über die Jahrtausende hinweg hat Richard David Precht in «Tiere Denken» schlüssig zusammengefasst [4]. Frühe Zivilisationen schneiden dabei besser ab als spätere, andere Religionen besser als das Christentum. Erst in den letzten zwei Jahrhunderten vermochte sich in Europa die Forderung nach mehr Rücksicht auf Tiere allmählich Gehör zu verschaffen, zunächst vor allem in England. Im Zentrum stand der Wunsch, Tiere vor Grausamkeit zu schützen, wovon der Name der 1824 in London gegründeten, ältesten Tierschutzgesellschaft bis heute zeugt: The Royal Society for the Prevention of Cruelty to Animals (RSPCA). Prägend waren dabei die Gedanken des Londoner Juristen, Philosophen und Sozialreformers Jeremy Bentham (1748-1832). Im Verhalten gegenüber Tieren stand für Bentham im Vordergrund, dass Tiere prinzipiell gleichermaßen Schmerz empfinden wie Menschen und dass es daher unbeschadet aller Unterschiede

darum gehe, dass die Menschheit allen atmenden und daher leidensfähigen Lebewesen rechtlichen Schutz vor Quälerei gewähre.

Gleichzeitig war Bentham einer der Begründer der utilitaristischen Moralphilosophie, nach deren Grundsätzen jede beliebige Handlung gutzuheissen oder zu missbilligen ist, je nachdem, wie sehr sie das Wohl jener Gruppe fördert, um deren Interessen es bei der Betrachtung geht. Der Widerspruch zwischen dem Wohl der Menschen und jenem der von ihnen genutzten Tiere ist offensichtlich; er lässt sich nur dadurch mildern, dass die Tiere bei der Nutzung nicht unnötig gequält werden. Diese vermeintliche Lösung des Interessengegensatzes zieht sich durch alle Tierschutzgesetze bis hin zu den aktuellsten und als fortschrittlich gelobten Fassungen.

Die Weise, in der Tiere getötet werden, dominiert dabei die Diskussion. So echauffiert sich das Publikums leicht über die kurze Qual eines Rehs bei der Jagd, während es dem lebenslangen Leiden des Schweins, dessen Fleisch es isst, kaum Beachtung schenkt. Und es echauffiert sich gern darüber, dass Tiere bei Bewusstsein sterben müssen, wenn ihr Fleisch als koscher oder halal genossen werden soll, während «bei uns» die Tiere «human» zu schlachten sind, das heisst mit einer Betäubung, die das Tier bewusstlos macht, und übersehen dabei, dass die Betäubung im industriellen Schlachtbetrieb bei manchem Tier nicht wirkt und für Fische bestenfalls in der Freizeitanglerei durchgesetzt wird.

[...]

Möchte ich selber human getötet werden? Natürlich nicht. Tiere jedoch dürfen getötet werden, wenn dies einem höheren Zweck dient, nämlich vor allem der Ernährung von Menschen. Hierfür werden weltweit jedes Jahr über 80 Milliarden Landtiere [8], 125 Milliarden Zuchtfische und zwischen 1100 und 2200 Milliarden Wassertiere [9] geschlachtet. Landtiere und Zuchtfische können dabei noch von Glück reden, wenn ihr Leben in einem westlichen Land beendet wird, dessen Gesetzgebung zumindest vorschreibt, dass der Tötung eine Betäubung vorangehen soll, damit das Tier weniger leidet. Die allermeisten Tiere hingegen werden unsanft aus den Tiefen gerissen und verrecken erstickend an Bord oder noch halb lebend bei der Verarbeitung zu Filets; es gibt bisher keine Gesetzgebung, die eine sofortige Betäubung von gefangenen Fischen vorschreibt, ausser in den deutschsprachigen Ländern, hier allerdings mit derart grosszügigen Ausnahmeregelungen, dass die im beruflichen Fischfang erbeuteten Tiere in aller Regel unbetäubt verenden.

Fast mein ganzes Berufsleben habe ich dem Schutz von Tieren gewidmet, die in Landwirtschaft, Fischzucht oder Fischerei genutzt werden. Anfänglich ging ich von der Annahme aus, dass ich damit den Tieren das Leben und das Sterben massgeblich erleichtern helfen könne. Doch die Grausamkeit, die zu vermeiden der Tierschutz angetreten war, lässt sich nach meiner Erfahrung nicht wirklich aus der Welt schaffen, beim Töten nicht und schon gar nicht im meist kurzen

Lebenlassen zuvor, ein Leben, das ja oft nicht frei aus sich selber heraus entstanden, sondern für die Tierproduktion planmässig gezeugt worden ist. Einzig die Fischerei und die Jagd, und beide auch nurin soweit, als sie sich ausschliesslich auf die natürliche Reproduktion verlassen, sind der Aufgabe enthoben, für Lebensbedingungen zu sorgen, die der jeweiligen Tierart entsprechen.

Weder in der Landwirtschaft noch in der Fischzucht leben die Tiere so, wie sie in ihrer natürlichen Umwelt leben würden. Die Tierhalter sind sich dieses Umstands wohl bewusst und bringen zu ihrer Verteidigung vor, dass die Tiere in freier Wildbahn vielen Gefahren ausgesetzt wären, vor denen sie dank all der Vorrichtungen bei Zucht und Haltung geschützt seien. Das klingt fast, als bestünde ein teuflischer Gesellschaftsvertrag mit den Tieren: Du bekommst von mir Futter und Schutz vor den Unbilden der Natur, ich bekomme dafür dein Leben, wenn ich es für richtig halte. Die Tiere können sich dazu nicht äussern, sie können bestenfalls rebellieren, das System stören, und eindrückliche Beispiele zeigen, dass sie es tun, so etwa in dem an Beispielen reichen Buch von Fahim Amir [5].

Auch Menschen könnten rebellieren, das System stören. Dieses besteht, um auf Tolstoi zurückzukommen, nicht aus Schlachthöfen, sondern aus Arbeitsteilung mit je abgegrenzten Verantwortlichkeiten. «Die einen schreiben die Gesetze, die andern wenden sie an, die dritten richten die Leute ab, indem sie ihnen die

Gewohnheiten der Disziplin, das heisst der sinnlosen, stummen Unterwerfung, anerziehen, die vierten – eben diese abgerichteten Leute – begehen allerhand Gewalttaten, töten sogar Menschen, ohne zu wissen warum und wozu.– Es braucht aber der Mensch nur auf einen Augenblick sich in Gedanken von diesem Netze weltlicher Einrichtungen, in dem er verwickelt, zu befreien, um zu erkennen, was gegen seine Natur ist.» [6]

Damit hat Tolstoi nicht nur indirekt gesagt, das Kriege so lange geführt werden, als Schlachthöfe bestehen, sondern uns aufgerufen, uns aus Befehlsketten zu lösen und auf uns selber zu hören. [...]

Würde ich darüber bestimmen wollen, welches Tier mit welchem anderen sich paaren soll, unter welchen Bedingungen das geborene Tier zu wachsen hat und wann es mir sein Fleisch geben muss, das ich ihm vom Leib schneide? Und wenn ich es tue, wie kann ich davor sicher sein, das nicht einst einem Menschen anzutun? Und wenn ich andere für mich ein Tier zeugen, mästen und schlachten lasse, mich also fraglos einfüge in eine Kette von Befehlen und Handlungen, wie wäre ich mir sicher, dass ich nein sagen werde, wenn vor mir etwas verlangt werden sollte, was ich leichter als etwas erkennen kann, das gegen mein Empfinden verstösst?

[...]

Lassen wir die Rebellion von Tieren nicht zu, weil wir selber uns nicht zu rebellieren getrauen? Akzeptieren wir die systematische Verletzung des Tierwohls, weil wir uns schon so daran gewöhnt haben, dass uns selber nie wirklich wohl ist

unter den Umständen, in denen wir leben? [...] Gegen solche Zweifel hilft nur, den kategorischen Unterschied zwischen Mensch und Tier aufrecht zu erhalten, gegen alle neueren Erkenntnisse der Wissenschaft, ganz zu schweigen vom Verständnis früherer Kulturen, das tief in uns noch wurzelt.

1970er und 1980er Jahre

Meine ersten echten Beziehungen mit Tieren verdanke ich Frauen. Es waren ja auch einst Frauen gewesen, die dank ihres Reproduktionswissens mit der Zucht und Haltung von Tieren begannen. In der traditionellen bäuerlichen Landwirtschaft der Neuzeit aber wurde die Rolle der Bäuerinnen auf Haushalt, Kinder, Bauerngarten und Hühnerhof reduziert – und kaum wurden die Legehennen zu einem Produktionszweig, war der Bauer zuständig...

Die Eltern meiner ersten Frau hatten eine alte weisse Pudelhündin, die einmal für eine Woche zu uns in die Ferien durfte. Bimbas Blicke rührten mich sehr; allerdings gelang es mir selten, deren Bedeutung zu verstehen. Ein paar Jahre später überliess eine Freundin ihren Siamkater für ein halbes Jahr meiner Obhut, während sie in Paris weilte; leider hatte ich seiner Freiheit mehr Gewicht zugemessen als dem Besitz seiner Herrin, und ich war wohl noch untröstlicher als sie, als ich von einem Bahnmitarbeiter erfuhr, dass das arme Tier, das die Nächte stets in meinem Bett verbracht hatte, tot neben dem nahen Geleise gefunden worden sei.

Meine zweite Partnerin brachte die ersten Katzen in mein Leben, ein

schwarzes Paar und bald dessen vier je verschiedenen gefärbte Junge, die sich bald auch in ihrem Verhalten deutlich voneinander unterschieden. Beide Elterntiere starben leider an einer Krebserkrankung; ein schwarzes Junges zog mit uns später aufs Land und gebar morgens früh auf meinem Bett drei Junge, auch sie in Fell und Verhalten sehr verschieden. Es waren die fruchtbarsten Jahre für mich, in einem Haus mit riesigem Garten. Meine beiden Töchter kamen hier zur Welt, ein Entenpaar bekam eine Schar Junge, und eine Gruppe frei laufender Hühner bescherte uns Eier und eine interessante Erfahrung: Nachdem wir den aggressiven Hahn hatten schlachten müssen, weil er den kleinen Kindern im Garten gefährlich wurde, übernahm eines der sechs Hühner die Rolle des Aufpassens und Futtersuchens; ich wurde dessen zuerst gewahr, weil statt der üblichen sechs nur noch fünf Eier im Legekasten lagen, erst dann fiel mir beim Beobachten auf, dass sich ein Huhn ganz anders benahm als die anderen, die ich allerdings nicht auseinanderhalten konnte. Wie hatten die Schwestern das untereinander ausgemacht? Woher hatte das eine Huhn das Wissen, was ein Hahn tun soll?

Nach zwei Trennungen eine weitere Katze, die sich mein Sohn gewünscht hatte, ein kleiner schwarzer Kater, den ich bald kastrieren liess, um dem Bauerndorf nicht weitere Katzen zu beschaffen. Pascha war ein Eigenbrötler, der sich auf eigene Faust zurecht fand und auf Leitern rauf und runter kletterte, als wären es Treppen. Wenn ich nach dem Abendessen

die Füsse hoch legte und las, machte er es sich auf meinen Oberschenkeln bequem; richtete ich mich zum Schlafen, ging er raus und kehrte auf mein Bett zurück, wenn ich schlief, und verliess es wieder, bevor ich erwachte. Als ich einmal für drei Tage weg musste, verschwand er, obwohl es nicht an Futter mangelte; er kehrte nicht wieder. Ein Jahr lang hab ich das Quartier mit Suchanzeigen belästigt. Trost fand ich in der Behauptung einer Tierkommunikatorin, Pascha sei okay an einem neuen Ort. Sein Bruder aus dem selben Wurf wuchs bei meiner ersten Familie auf, ganz grau und vollkommen anders in seinem Verhalten, sehr ängstlich und zurückgezogen. Wie weit war das auf andere Lebensumstände zurückzuführen, und wie weit auf genetische Unterschiede?

Tierschutz ist in der modernen Gesellschaft auch ein Versuch, das – sichtbar – schlimmste Handeln gegen Tiere zu vermeiden, es systemgerecht zu machen, um Menschen nicht dazu zu verleiten, Schlimmes gegen Menschen zu tun. Was in Ställen und Schlachthöfen geschieht, wird tunlichst verborgen hinter Bildern einer idealisierten Landwirtschaft auf der grünen Wiese, auf der in Frankreich die Kuh sogar von Plakaten lacht. Entsprechend werden Kriege heute zunehmend aus der Ferne geführt; nur wenn es sich nicht mehr vermeiden lässt, fluten übelste Bilder von Zerstörung und Leichenbergen in Dauerschlaufe die Bildschirme. Da ist es im Grunde erstaunlich, dass es keine tägliche *reality show* aus Masthallen und Schlachtbetrieben gibt.

[...]

Wer aber an verantwortlicher Stelle sitzt und diese Realität verändern will, wird kurzerhand entfernt. Ariane Kari, die erste bundesdeutsche Tierschutzbeauftragte, hat das unlängst nach dem Regierungswechsel erlebt; der Landwirtschaftsminister entliess sie, weil ihr Einsatz gegen das stille Leiden von Nutztieren der Agrarlobby missfiel [18]. Sie ist längst nicht die einzige Widerständige, die staatliche Macht zu spüren bekam; aktive Tierschützer riskieren in vielen Ländern Strafen und Gefängnis, wie Beispiele in Österreich oder den USA deutlich machten.

[...]

Wohl und Würde der Kreatur

Es hat relativ lange gedauert, bis man gegenüber Tieren in der Landwirtschaft nicht mehr nur von deren Schutz vor Qualen und Schmerzen, sondern auch von deren Wohl zu reden begann. Bei Fischen in der Zucht ging das viel rascher; lange selbst von Tierschutzorganisationen vernachlässigt, waren die endlich beachteten Fische bald Gegenstand von Forschungen und Kampagnen für deren Wohl. Der Begriff Fischwohl war zuvor schon im englischen Sprachgebrauch üblich: *fish welfare* – ein allerdings oft unklar formuliertes Ziel und propagandistisch leicht zu missbrauchen. [...]

Dass sich das Interesse allmählich dem Wohl von Tieren zuzuwenden begann und damit auch der Frage, was ein Tier im Sinne von *positive welfare* für sein Leben braucht, dürfte mit der Diskussion um die Würde der Kreatur in Verbindung stehen. Auch hier geht es jedoch mehr um die Würde von Tieren insgesamt und

nicht um die Lebensrealität von Individuen. Die Kreatur besteht aus den Arten, die durch Schöpfung entstanden sein sollen. Es geht in dieser religiös beeinflussten Denktradition also eher um den Schutz der Schöpfung und der geschöpften Arten und weniger um das konkrete Leben. [,,,]

Aus der Sicht der Tiere dürfte das Wohl eher eine kategorische als eine graduelle Qualität sein; es ist ja auch mir als Mensch in erster Linie entweder wohl oder nicht wohl; ein bisschen Wohl ist nicht wirklich befriedigend und verlangt stets nach mehr. In der Praxis zeigt sich allerdings, dass viele Akteure sich mit etwas mehr Tierwohl zufrieden geben. Organisationen, die sich für das Tierwohl einsetzen, feiern es schon als Erfolg, wenn Tiere einer bestimmten Spezies etwas mehr Liegefläche im Stall oder etwas öfter Ausgang ins Freie erhalten. Forscher sind glücklich, wenn sie im Experiment einen Effekt einer kleinen einzelnen Verbesserung in der Haltung einer Tierart nachweisen und eine weitere Publikation zu ihrem Curriculum hinzufügen können. Stiftungen und Spender unterstützen gerne derlei Massnahmen und Forschungen, in der Gewissheit, zu etwas Gute beizutragen. Aus Sicht der betroffenen Tiere sind das vermutlich kleine Erleichterungen, die das Leiden etwas erträglicher machen; aber Wohlbefinden?

Wann ist es einem Tier in menschlicher Obhut wirklich wohl? Ein von mir initiiertes und bis vor wenigen Jahren geleitetes Forschungsprojekt über das Wohl von Fischen in der Aquakultur hat gezeigt, das von bis jetzt fast neunzig

untersuchten Fischarten bestenfalls drei sich von ihrer Natur her eignen, Wohl in Gefangenschaft zu erleben [19]. Dieser Befund ist derart massiv, dass fraglich bleibt, ob wenigstens besonders anpassungsfähige Individuen sich in einer Fischzucht wohl fühlen können.

Und wann ist es Menschen eigentlich wohl, wenn sie nicht das Glück haben, zu den wenigen zu gehören, die sich keine Sorgen um ihre Existenz zu machen brauchen?

Wohl und Würde des einzelnen Wesens

Dass ich als Vater meine Kinder, als Chef eines Teams dessen Mitglieder gleichberechtigt behandle und zugleich auf die Eigenheiten, Vorlieben und Abneigungen des Einzelnen eingehen, dürfte eine in unserer Gesellschaft weitherum akzeptierte Maxime sein. Doch gegenüber Tieren? Ein kluger Milchbauer wird sicherlich Rücksicht auf jede seiner Kühe nehmen. Ich selber tu das gegenüber den beiden Katzen, die mein Leben derzeit teilen: Ich weiss genau, was die eine mag und der andere nicht will, und ich verhalte mich gerne dementsprechend. Doch wenn ich ein Aquarium mit einigen Fischen hätte, wüsste ich dann, wie ich auf jedes einzelne Tier eingehen und ihm bestmögliche Lebensbedingungen in einem mir fremden Umfeld schaffen kann? Wie soll denn ein Fischzüchter auf die individuellen Bedürfnisse von Tausenden von Fischen in seinem Becken eingehen können, ja, wie soll er sie überhaupt erkennen bei Tieren? Und ein Halter von Tausenden von Legehennen, selbst unter vorbildlichen Bedingungen im Freiland?

[...]

Jeder Spezies ist ein ihrem natürlichen Umfeld entsprechendes Bewusstsein eigen, und jedem Individuum zudem ein Bewusstsein seiner selbst; anders könnten Individuen sich nicht sinnvoll in ihrem Lebensraum verhalten und Arten nicht überleben. Ohne Individuen gäbe es keine Arten zu schützen, weil sie sich gar nicht hätten entwickeln können. Jede Spezies ist aus einer anderen entstanden, unter sich verändernden Umweltbedingungen und dank Anpassungen durch Mutationen. Nur wegen ihrer eigenen genetischen Diversität kann sich eine Spezies anpassen und entwickeln.

[...]